

Paul M. Zulehner

Kirche heute – Kirche für morgen

Kirche gibt es wegen der Auferstehung. Ihr Auftrag ist es, Gottes Auferweckungspraxis in der Menschheit sichtbar zu machen und voranzutreiben. Dies verstehen wir, wenn wir uns daran erinnern, daß die Verkündigung der Kirche durch und durch österlich ist; diese redet von der Auferweckung Jesu als Anfang der Auferstehung der vielen. Dasselbe gilt für die Liturgie der Kirche: Wie das zentrale Fest der Juden das Paschafest ist, lebt die Liturgie der Christen von Ostern. Sind aber Verkündigung und Liturgie österlich, dann muß es auch das Handeln der Kirche sein. Dabei betreibt Kirche Auferweckungspraxis nicht aus eigener Kraft. Sie macht Gottes Auferweckungshandeln in Geschichte und Gesellschaft sichtbar und treibt es so voran. Kirche wird so zum „Sakrament der Auferweckung“. Sie wird damit zum verdichteten Erfahrungsraum für die gottgewirkten Übergänge des Menschen aus den vielen Toden zum Leben.

Wir sagen bewußt aus den vielen Toden und meinen damit sowohl den großen, bedrohlichen ewigen Tod wie die kleinen Tode inmitten dieses vergänglichen Lebens. Jesus kümmert sich im Namen seines lebenswilligen Gottes um die Auferweckung des ganzen Menschen aus den vielen Todeserfahrungen; er kämpft gegen die kleinen sozial verordneten Tode zu Lebzeiten der ausgestoßenen Sünder und Kranken, ihn bewegt aber ebenso der große Tod, also die Auferstehung zum ewigen Leben. Kirche kann daher, weil sie wie Jesus handelt, ihre Arbeit nicht nur auf das Jenseits, ebensowenig aber nur auf das Diesseits beschränken. Keine dieser Vertröstungen ist ihr gestattet, weder die Vertröstung auf das Jenseits, noch die Vertröstung auf das Diesseits. Der Kirche geht es im Namen des in Jesus nahegekommenen Gottes um das Leben vor und nach dem Tod, also um die Eindämmung der vielen Tode, damit um Auferstehung vor und nach dem Tod. Praktisch heißt dies: Wer immer mit Kirche in Berührung kommt, kann aufatmen, das Haupt erheben, Hoffnung schöpfen. Er wird die Kirche als Hoffnungsgemeinschaft erleben. Er beginnt zu begreifen, daß nicht der Tod das letzte Wort hat, sondern das Leben; nicht die tödliche Beziehungslosigkeit, sondern die Liebe. Er fängt an zu ahnen, warum die ersten Christen sagen konnten: „Wir sind (schon) vom Tod zum Leben übergegangen, weil wir einander lieben“ (1 Joh. 3, 14).

Mit Hilfe dieses biblischen Maßstabs können wir die Lage der Kirche von heute näher beurteilen. Dabei müssen zwei Fragen untersucht werden: Welches sind im Leben der heutigen Menschen die Erfahrungen von Nichtleben, also von Tod? Und: Arbeitet die Kirche so, daß in ihrem Tun (wie in den damit verbundenen

Strukturen) für die Menschen sichtbar wird, daß der lebendige, weil dreifaltig-beziehungsreiche Gott der geborene Feind jeglichen Todes ist, damit unbeugsamer Anwalt des Lebens in Frieden (1 Kor. 7, 15), und dies vor und nach dem Tod?

Kirche unter den Bedingungen des freiheitlichen Pluralismus

Wir leben heute in einer freiheitlichen Gesellschaft. Der Bürger hat eine historisch vielleicht erstmalige Chance, sein Leben so zu gestalten, wie er dies will. Viel Freiheitsgrade sind ihm eröffnet: die Freiheit, zu denken und zu sagen, was er denkt; die Freiheit, sein Leben zu deuten und so zu gestalten, wie er persönlich dies für gut und richtig hält. Es gibt die freie Berufswahl; jeder kann heiraten, was keineswegs immer der Fall war, sondern früher zumeist an wirtschaftlichen Voraussetzungen scheiterte. Er kann grundsätzlich seinen Wohnort verändern und sich niederlassen, wo er will. So sagt man den freien Bürgern denn auch unablässig: Du hast eine Chance, also nütze sie! Mach was aus Deinem Leben!

Die Kirche hat sich an diese neuzeitliche Situation der erweiterten Freiheitsgrade nur schwer und zögernd gewöhnt. Wurden doch – zumindest bei uns – die Errungenschaften dieser freiheitlichen Gesellschaft gegen den oftmals erbitterten Widerstand der christlichen Kirche errungen. Die einstigen „christentümlichen Zeiten“ waren für die Arbeit der Kirche ja auch vorteilhaft. Der christliche Staat, die christlich geprägten Einrichtungen der Gesellschaft wie Schulen, Zünfte, oder auch das Recht, stellten sicher, daß nicht nur alle Bürger Kirchenmitglieder waren, sondern sich auch in hohem Maß am Glauben und Leben der Kirchen beteiligten. Die Arbeit der Kirche war so besehen in einem hohen Maß politisch, durchgeführt durch die Christen an den Schlüsselstellen gesellschaftlicher Macht. Hatte die Kirche dafür nicht zuletzt auch gute theologische Argumente? Gibt es denn nicht nur eine Wahrheit, von Gott zum Heil aller Menschen geoffenbart? Ist es dann nicht legitim, mit allen nur erdenklichen Mitteln diese heilsame Wahrheit im Leben der Menschen auch durchzusetzen? Man versteht im Rahmen solcher theologischer Beweisführung, warum sich christliche Kirchen hartnäckig dagegen widersetzt haben, daß freiheitliche gesellschaftliche Lebensverhältnisse entstehen.

Dennoch konnten diese neuen Formen gesellschaftlichen Zusammenlebens von der Kirche auf die Dauer nicht verhindert werden. Damit wurden aber auch einige vererbte Formen kirchlichen Handelns unbrauchbar. Die Menschen können sich der „obrigkeitlichen Zuweisung“ von Glaube und Sitte entziehen; die Freiheit, ihr Leben zu wählen, erstreckt sich immer mehr auch auf die Kirche. Was immer als „Einspruch“ einer bisher als machtvoll erlebten Kirche angesehen wird, halten sich die Menschen fern. Die Beziehung zur Kirche wird immer weniger von den Kirchenverantwortlichen bestimmt, sondern von den Bürgern und Kirchenmitgliedern selbst.

Spät wurde in den Großkirchen erkannt, daß jetzt auch die Seelsorge anders arbeiten muß. Es genügt nun nicht mehr, den Leuten einfach vorzuschreiben, wie ein Christ zu denken und zu leben hat. Man muß jeden einzelnen zusätzlich gewinnen, daß er auch wie ein Christ glaubt und lebt. Dies geht aber nicht mehr auf dem herkömmlichen Weg der Zuweisung; bloße Verpflichtung und das Androhen von staatlichen und kirchlichen Sanktionen genügt nicht mehr. Vielmehr entspricht dem „Zwang des Bürgers, sein Leben wählen zu müssen“, auf seiten der Kirche der „Zwang“, in freiheitlicher Weise so mit dem Kirchenmitglied in einen Austausch einzutreten, daß dessen „Lebens“-Wahl im christlichen Sinn erfolgt. In einer pluralistischen Gesellschaft gelingt es somit der Kirche nicht mehr, auf politischem Weg für eine christliche Lebenskultur der Bürger zu sorgen. Sie ist auf den mühsamen Weg der freien Auseinandersetzung mit den einzelnen Bürgern verwiesen. Solche Arbeit ist aber nicht nur neu, sondern bindet auch erheblich mehr Zeit und Personen, will man unter veränderten Voraussetzungen den ererbten Bestand auch nur einigermaßen erhalten, nämlich eine Großkirche.

Manche Sachverständige freilich befürchten, daß sich die Großkirche in „obligatorischen Zeiten“ unter geschichtlich einmaligen Umständen der engen Verflechtung von Kirche, Staat und Volk entwickelt hat. Fehlen aber, wie dies heute der Fall ist, diese Voraussetzungen, dann könne eine Großkirche auf Dauer auch durch noch so große Anstrengungen nicht erhalten werden. Christen würden demnach langfristig wieder das werden, was sie vor dem Einsetzen der engen Verflechtung von Kirche, Staat und Gesellschaft waren: eine Minderheit, die Ausnahme, die soziale Abweichung. Ob sich nun solche Prognosen bewahrheiten oder nicht, fest steht, daß die pastoralen Vorgänge sich in einer neuen Weise gestalten werden müssen.

Bei der „Wahl“ des Bürgers hinsichtlich der Erwartungen seiner Kirche spielt es eine entscheidende Rolle, daß das, was die Kirche rät, für die Gestaltung des Lebens auch gut ist, also leben hilft. So ist es zu verstehen, daß die Kirche bemüht ist, überlieferten Glauben und Lebenserfahrung in eine einsichtige Beziehung zu setzen. Die Nebenwirkungen dieser Bemühung für die kirchliche Überlieferung sind leicht zu erahnen: Der Zwang, die zweifelsfrei dem christlichen Glauben innewohnende „Lebensnotwendigkeit“ hervorzukehren, um die Verkündigung „einladend“ zu machen, führt nicht selten zur Unterdrückung unbequemer Themen. Das Schwierige, das Unfaßliche, das Geheimnis, das Widerständige gerät unter einen harten Verdrängungsdruck. Noch einmal: Dies muß nicht so sein. Denn von den Könnern in der Theologie wird einsichtig nachgewiesen, daß eben das Widerständige für den Menschen gut ist: Denn nur so könne der Lebenszerstörung durch Schuld und Bosheit widerstanden werden; die Einebnung der Verkündigung auf das menschlich Faßliche führe hingegen auch zur Einebnung des Menschen selbst. Doch kann auch nicht geleugnet werden, daß die Theologie unter dem Druck der Gesetze des weltanschaulichen Marktes manchmal auch mehr die

Werbekraft der Aussagen prüft, denn Unbequemes gelegen oder ungelegen tut. Die Erhaltung des großkirchlichen Kirchensystems wird manchmal unbemerkt wichtiger als die unverkürzte Verkündigung des Evangeliums.

So scheint ein gutes Beispiel für die Rücksichtnahme auf die zumal unterschiedlichen Massen die seltsam schillernde Haltung deutscher Christen zur Frage des Friedens zu sein. Zwar wird das biblische Erbe unverkürzt vorgetragen. Doch wird zum Beispiel die elementare Friedensforderung der Bibel in unermüdlicher Kasuistik derart umgarnt, daß man manchmal den Eindruck gewinnt, die Christen sollten vor der Bergpredigt geschützt werden. Warum aber diese hochgradige Vieldeutigkeit in der Haltung zum Frieden? Nun kann man natürlich sagen: Weil das Problem selbst vieldeutig ist, und eine allzu eindeutige Antwort, wie man sagt, unsachlich, utopisch, träumerisch sei. Auch dies mag zutreffen. Führt dies manchmal auch dazu, daß es die Großkirche heute jedem recht machen will, um niemanden zu verärgern? Und dies aus dem sicheren Wissen heraus, daß die Beziehung sehr vieler Kirchenmitglieder zur Kirche längst so labil geworden ist, daß oft schon kleine Störungen zur Aufkündigung der Mitgliedschaft führen?

Nun kann man gegen diese Vermutung einwenden, die Kirche sei doch zum Beispiel in der Ehefrage keineswegs auf möglichste Reduzierung der „Dissonanz“, also von Spannungen, bedacht. In Sachen Ehe, zum Beispiel in der Frage der Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen zu den Sakramenten, vertrete die Kirche mit Konsequenz die Treueforderung des Evangeliums. Ganz anders als beim Thema Frieden, bei dem die Notstandsethik in einem für die Menschheit beunruhigendem Maß ausgebaut wird, gebe es für die in der Ehe Gescheiterten so gut wie keine Notstandsethik. Unbeugsam werde die radikale Forderung Jesu vorgetragen, zum Gesetz verdichtet und mit den zur Verfügung stehenden Mitteln durchgesetzt. In der Tat, es fällt dem aufmerksamen Beobachter auf, daß mit den verschiedenen Forderungen des Evangeliums unterschiedlich umgegangen wird. Es ist schwer, dies zu verstehen und zu erklären. Die Vermutung, daß es sich bei der ehelichen Treue um kleine Leute handelt, beim Frieden aber um die Mächtigen, befriedigt nicht. Daß im Lauf der Kirchengeschichte die Sexualethik der Christen immer schon strenger war und konsequenter eingemahnt wurde als etwa die Ethik der Macht und des Besitzes, klärt auch nicht diesen Unterschied auf.

Wie immer man denkt: Man wird an diesem Beispiel gut erkennen können, wie schwierig die Arbeit der Kirche in einer freiheitlichen Gesellschaft geworden ist, in der sie bei ihrer Arbeit zwar vorrangig vom Evangelium geleitet wird, zugleich aber immer wieder unter den Druck gerät, pastoral erfolgreich sein zu wollen, also für die Menschen „wählbar“ zu bleiben.

Trotz solcher Probleme kann niemand leugnen, daß die Kirche für ihre Arbeit unter den Bedingungen des freiheitlichen Pluralismus für die Menschen viele wertvolle Dienste eingerichtet hat. Es gibt eine wohl tätig-fachkundige Begleitung der dafür gewinnbaren Bürger in den verschiedensten Lebenssituationen, vor allem

in den vielfältigen Krisen des persönlichen und familiären Lebens. Die Kirche unterstützt Liebende beim Aufbau ihrer Ehe durch eine Ehevorbereitung. Sie hilft fachkundig bei der Erziehung der Kinder. Kirche sorgt sich um Menschen, die durch das weitmaschige Freiheitsnetz der Gesellschaft durchgefallen und in Krisen mit ihren Problemen restlos überfordert sind: dazu gehören vor allem Kranke, Leidende, aber auch Menschen in wirtschaftlicher Not; Leute, die nach der Verbüßung einer Strafe kaum noch in das normale Leben zurückfinden; Sterbende, psychisch Kranke. Einerseits unterstützt somit die Kirche die Menschen in ihrem freiheitlich-anspruchsvollen Unterfangen, in eigener Regie und Verantwortung ihre eigene Lebensgeschichte zu verfassen. Andererseits bleibt sie sorgend bei jenen, die mit den gewachsenen Freiheitsanforderungen nicht fertig werden.

Kirche unter den Bedingungen der materialistischen Kultur

Freilich, solche Arbeit der Kirche weckt auch eine Reihe von Fragen. Es sieht ja danach aus, daß durch die am einzelnen ausgerichtete Arbeit die gesellschaftlich vorfindbare Situation fast zu selbstverständlich zur Kenntnis genommen wird, als eine Art unentrinnbares Schicksal; noch mehr wird durch die gut eingepaßte Arbeit der Kirche diese Situation sogar noch bestärkt. Solange es dabei um eine Verstärkung der Vorzüge dieser Gesellschaft geht, vor allem der Freiheitlichkeit, wird kaum jemand gegen diesen Stil kirchlicher Arbeit Einspruch erheben. Doch gibt es schon längere Zeit Fachleute, die einen Unterschied machen zwischen erwünschter und noch dazu sozial verbriefter Freiheit und den faktisch auch lebbareren Freiheitsgraden. Ist der Mensch wirklich dann am freiesten, wenn er sich völlig allein gelassen erlebt? Wird solche Freiheit nicht für viele zur Last und damit lästig? Kommen nicht freiheitsungeübte Bürger an eben dieser zugewiesenen Freiheit um? Scheitert nicht ihr Versuch, Leben in Frieden zu „bauen“? Sind viele nicht bestenfalls in der Lage, nur für kurze Episoden ein friedvolles Leben zu kultivieren? Macht es nicht nachdenklich, daß gerade in freiheitlichen Gesellschaften die vielfältigen Formen der Flucht aus dem Leben zunehmen: in den Alkohol, in die bunte Welt der Drogen, in Kriminalität, in fragwürdige politische und religiöse Gruppierungen, Neurosen, in den Selbstmord, wobei all diese Fluchtformen Hinweise auf das Scheitern beim Aufbau sinnvoller Lebensgeschichten sind? Deuten nicht auch die vielen Beratungsdienste mit ihrem Heer von Experten darauf hin, daß es immer weniger allein schaffen, und zwar in den unterschiedlichsten Bereichen des Lebens: in der Ehe, bei der Erziehung, beim Konsumieren, in der Freizeit, beim Leben überhaupt?

Freilich, am Freiheitswillen der Bürger allein scheint es nicht zu liegen. Schon längst ist den Wissenden klar geworden, daß die Freiheitschancen immer wieder gleichsam eingezäunt sind in die „kleine Lebenswelt“ von Ehe, Familie, Freunden

und Freizeit. Die Welt der Arbeit hingegen ist für zu wenige der Ort freien und guten Lebens. Dazu kommt, daß die geringe Möglichkeit zur freien Selbstverwirklichung im Arbeitsleben zurückwirkt auf das familiäre Leben. Wer „Schicht“ arbeitet, am Fließband oder am Computermonitor, der wird die freie Zeit oft nur zu ähnlichen passiven Beschäftigungen nutzen können. Aber nicht nur die Arbeit prägt unser gegenwärtiges Leben, damit die Lebens- und Freiheitsfähigkeit der Bürger. Gut erforscht sind auch die Auswirkungen des Konsums auf das Leben der Menschen. Die in der freiheitlichen Konsumgesellschaft ständig gegenwärtige Aufforderung, zu kaufen, zu verbrauchen und wieder zu kaufen, ist nicht ohne Auswirkung auf die Seele des Menschen geblieben. Ausgeprägt ist die Bereitschaft, rasch für sich etwas haben zu wollen; wenig entwickelt ist die Bereitschaft, Triebbefriedigungen aufzuschieben. Gut ausgebildet ist die Bereitschaft, für sich zu leben und zu arbeiten; zu wenig ausgeformt hingegen ist Solidarität mit den anderen, damit die Fähigkeit zur Liebe.

Was die materialistische Kultur somit begünstigt, sind isolierte „Freiheiten“, damit ungeschützte und eben deshalb leichter steuerbare Freie. So kommt es aber, daß unter den Voraussetzungen des Konsumismus die sozial verbriefte Freiheit der vielen faktisch höchst gefährdet ist. Geraten nicht Bürger oftmals, verführt durch den künstlich und gekonnt freigesetzten Wunsch nach dem immer mehr Haben in allen Lebensbereichen, in neue, oftmals unbemerkte Fremdbestimmung? Wenn dies so ist – und vieles deutet darauf hin –, muß die Kirche auch ihre pastoralen Prämissen befragen. Reicht dann nämlich die sozial versprochene private Freiheit des Bürgers als Grundlage pastoraler Arbeit? Müßte nicht vielmehr die Gefährdung der Freiheit durch unsere materialistische Kultur zum Ausgangspunkt gemacht werden, damit der Bürger überhaupt frei wird, menschlich und deshalb christlich leben zu können?

Die Kirche wird sich daher auch in einer freiheitlichen Gesellschaft gegen die geheimen Freiheitszerstörungen stark machen. Dabei wird sie sich sowohl den einzelnen Menschen zuwenden als auch lebensverarmenden Verhältnissen. Mit den Bürgern wird sie sich zusammenfinden, für sie inselhaft Freiräume und Freizeiten offenhalten, um erst einmal den verarmten Alltag zu unterbrechen; dort wird sie mit ihnen die alten biblischen Hoffnungserzählungen anschauen und jene liturgischen Spielhandlungen begehen, in denen der Mensch wieder erkennt, wer er in den Augen Gottes ist. Sein gesellschaftlich ererbtes „falsches Bewußtsein“ kann überwunden werden. Dabei wird gegen die „kollektiven Gegenstimmen“ bewußt werden, daß der Mensch nicht ein plan- und steuerbares Bündel befriedigbarer Bedürfnisse ist. Wegen seiner einmaligen Nähe zu Gott ist er vielmehr jeglicher Fremdbestimmung durch Güter und Macht entzogen: eine Nähe zu Gott, welche die Menschen untereinander eint und solidarisch macht. Indem aber die Menschen auf dem Boden der Kirche, im Spiegel der alten gläubigen Erzählungen und in den Riten dessen innwerden, wächst ihnen auch die Kraft zu, dem zerstörerischen

Einfluß einer Überbewertung des Materiellen zu widerstehen. Es geschieht so Befreiung der Menschen zu ihrer Einmaligkeit, Freiheit und Geborgenheit, und dies alles nicht nur durch gekonnte Sozialtechnik, sondern eben durch die Erinnerung an den lebendigen Gott in Liturgie und Verkündigung.

Menschen beginnen auf diese Weise frei und damit fähig zu werden, wirklich „ihr Leben“ zu führen, sie können anders leben lernen. Dies werden sie zunächst anfangen in den Gruppen und Gemeinden, in denen Christen und Menschen guten Willens zusammen nach neuen Lebensstilen ausschauen. Mit diesen Erfahrungen neuen Lebens ausgestattet, werden sie alsbald beginnen, nicht nur „für sich“ zu leben, also ihre Kraft allein in den romantischen Narzißmus alternativer Gruppen zu investieren. Vielmehr werden sie sich an der Erneuerung, an der Weiterentwicklung des gesellschaftlichen Lebens und Zusammenlebens politisch beteiligen. Kirche wird somit leben aus der Spannung zwischen der Zuwendung zu Gott in der Anbetung und Mystik und der konkreten Praxis des Alltags und der Politik. Die für die herkömmliche Pastoral typische Begleitung privater Lebensgeschichten zumal in den kleinen Lebenswelten wird ergänzt durch eine noch verstärkte Sorge um die Lebensbedingungen der Menschen in der Öffentlichkeit von Wirtschaft, Schule und Politik. Kirche wird dann, um ein Bild von Kardinal Cardijn aufzugreifen, nicht nur Fische heilen, sondern auch das Fischwasser verbessern, also nicht nur die Krankheit bekämpfen, sondern auch die Ursachen der Krankheit analysieren und wirksam, durch politisches Handeln, das aus dem Glauben kommt, bearbeiten.

Der Anspruch einer postmaterialistischen Gesellschaft?

Solche Arbeit der Christen erfährt heute eine Zuspitzung. Zu Recht fragen viele, ob nicht die der Industrialisierung sich verdankende Gesellschaft als ganze an ihre Grenze stößt, mit ihr den Fortschritt, mit ihr die einseitig von männlichen Idealen gemachte Kultur. Geht nicht die Zeit zu Ende, wo man die Welt nicht nur erklären, sondern eben auch verändern wollte? Kommt nicht nach dem Kapitalismus und seinem Zwillingsbruder, dem Marxismus, eine Zeit, in der es vor allem eine Praxis des Verschönens der Welt braucht, also eine Zeit des hegenden Umgangs mit der Natur ebenso wie zum Beispiel mit den menschlichen Beziehungen? In vielen Bewegungen ist solches Bewußtsein schon spürbar geworden. Man denke an die Ökologiebewegung, die Frauenbewegung, die Friedensbewegung. Mag sein, daß ihre Art und Weise, Probleme zu lösen, hilflos und für viele nicht sachgerecht ist. Auch machen zur Zeit einige jenen Fehler, den große geschichtliche Bewegungen am Beginn des Industriezeitalters gegenüber der Kirche gemacht haben: Sie profilieren sich auch durch eine Abgrenzung gegen die Kirche. Sowohl der Liberalismus als auch die Sozialdemokratie haben im Lauf ihrer Geschichte

gelernt, daß ohne die Christen in Europa auf Dauer nichts zu machen ist. Gewiß, amtliche Einrichtungen, zumal des Laienkatholizismus, mit den gesellschaftstragenden Kräften vielfältig verflochten, machen es den neuen Bewegungen nicht leicht, mit Christen und Kirchen konstruktiv an der Lösung der zukunftsentscheidenden Fragen gemeinsam zu arbeiten. Deshalb wünscht sich der Pastoraltheologe, daß die Vertreter der Christen die Anliegen der zukunftsweisenden Bewegungen besser zu verstehen lernen. Ebenso sinnvoll wäre es, wenn die neuen Bewegungen den historischen Fehler anderer Bewegungen nicht wiederholten und von Anfang an den für sie freilich nicht bequemen Weg der Zusammenarbeit auch mit Christen und Kirchen gingen.

Der bleibende Kampf gegen den ewigen Tod

Unsere bisherigen Ausführungen könnten den Eindruck vermitteln, als interessiere sich die Kirche nun doch wieder nur für das Leben der Menschen vor dem Tod. Verfällt sie damit nicht wieder der eingangs verworfenen einseitigen Vertröstung, dieses Mal eben der Vertröstung auf das Diesseits? In der Tat, solches könnte passieren. Deshalb sei unmißverständlich gesagt: Zur widerständigen, lebensfreundlichen Arbeit der Kirchen gehört seit jeher und wird auch morgen die Auseinandersetzung mit dem letzten Tod gehören. Dabei ist das Problem hier nicht ein menschenwürdiges Sterben: Auch dies gehört noch zur Sorge um menschliches Leben in dieser Welt. Es geht vielmehr um das „ewige Schicksal“ der Menschen. Das Neue Testament ist damit immer wieder beschäftigt, ohne deshalb das Interesse für das Leben vor dem Tod zu verlieren. In bildreich-apokalyptischer Sprache wird von der Hölle, vom Heulen und Zähneknirschen geredet. Die Möglichkeit ewiger Verdammnis wird dramatisch ausgemalt; vor allem sie ist der Grund dafür, warum sich Gott in die Todesgeschichte der Menschen einmischt; denn Gott geht es in erster Linie um die Errettung des Menschen aus dem ewigen Tod, aus jenem Tod also, der bleibt und unvorstellbar frei gewähltes fürchterliches Schicksal für den Menschen sein kann.

Natürlich steht solches Reden vom zweiten Tod, von Hölle und Verdammnis stets unter dem Verdacht, die Kirche wolle damit den Leuten Angst einjagen, um sie für sich gefügig zu machen. Aber gibt es deshalb diese Bedrohung menschlicher Freiheit nicht, weil sie mißbraucht wurde?

Die Kirche, die den Menschen im Namen Gottes wirklich liebt, wird somit zwar um die kleinen Auferweckungen schon vor dem Tod aus den vielfältigen kleinen Toden besorgt sein: aus dem Tod zerstörter Ehen, aus dem Tod menschenverachtender Armut und Unterdrückung, aus dem Tod zynischer Gewaltanwendung, aus dem Tod der Beziehungsarmut, aus dem Tod engen und falschen Bewußtseins, welches nur für die vergänglichen Glücksgüter gesellschaftlich geweckt wird. Alle

diese „kleinen Auferweckungen“, an denen die Kirche im Namen Gottes politisch mitwirken kann, sind aber nicht weniger und nicht mehr als Auferweckungen zu immer noch todumfänglichem, vergänglichem Leben. Es sind Spuren von einem Leben, das noch aussteht. Diese Spuren geben uns eine Ahnung von eben diesem ewigen Leben, das Gott selbst für uns alle sein will. Die kleinen Auferweckungen werden so zu einem Sakrament der einst erhofften großen Auferweckung der unzählbaren vielen durch Gott am Ende der Tage. Und davon unablässig zu reden, bleibt jene Aufgabe der Kirche auch von morgen, gemessen an der alle andere Arbeit der Kirche zweitrangig ist.

Wer macht die Arbeit?

Es gab in Europa, vor allem in der nachreformatorischen Zeit, einen pastoralen Stil, in dem, wie in der Gesellschaft auch, einige wenige verantwortlich waren für die vielen Untertanen. Ähnlich war es in der Kirche. Der Klerus war aktiv und machte im Verein mit einigen politischen Großlaien, die an den Schlüsselstellen der politischen Macht standen, die Seelsorge. Diese Zeiten sind vorbei. Kirche muß in den meisten europäischen Ländern die Seelsorge wieder selbst machen. Der Staat und die Öffentlichkeit helfen nur noch wenig mit.

Die Kirche hat zunächst darauf reagiert, daß sie für den Klerus Mitarbeiter gesucht hat. Dann haben diese Laien ihr theologisches Selbstbewußtsein gefunden und auf dem Zweiten Vatikanum auch kirchenamtlich bescheinigt bekommen. Sie sind nun nicht mehr einfach Mitarbeiter, Hilfsarbeiter der Priester, sondern Mitarbeiter der Kirche, der Kirchengemeinde.

Dabei kann eine delikate Besonderheit besonders des deutschsprachigen Raumes nicht übersehen werden. Der wirtschaftliche Reichtum der deutschen, österreichischen und schweizerischen Kirche setzt diese in die Lage, ein ganzes Heer pastoraler Experten anzustellen. Damit wird aber möglicherweise neuerlich und in noch wenig erkannter Weise verhindert, was man wünscht, nämlich die Überwindung einer Zweiklassenkirche. Heute gibt es in vielen Christengemeinden soziologisch drei Kategorien von Personen: Kleriker, Laien und Leute, wobei die Kleriker und die hauptamtlichen Laien einander weit näher sind als beide zusammen zum Volk.

Wird es künftig gelingen, daß aus einer Kirche für das Volk auch bei uns in Europa eine Kirche des Volkes wird? Eine Kirche also, in der die Arbeit der Kirche von allen Christen gemeinsam getragen und verantwortet wird, und dies unbeschadet der unverwechselbaren Aufgabe des Amtes in der Kirche? Je weiter die Kirche in Europa sich den obrigkeitlichen Zeiten entfernt und je mehr sie in ihre eigene Zukunft hineingeht, wird sie aufhören, eine Kirche für das Volk zu sein und anfangen, eine Kirche des Volkes zu werden.